

gehalten wird, wo jedes seinen Anteil an der Macht, seine Stellung im Reich, ja jeden nationalen Atemzug sich täglich erst von neuem wieder erobert, erlitten, erhandeln muß, fühlt sich kein Volk in Oesterreich seines Lebens sicher. Ein Mensch kann als Herr leben und er kann als Knecht leben, aber kein Mensch kann leben, der nie weiß, ob er Herr oder Knecht ist. Wenn wir auch diesen ungeheuren Augenblick, den größten, den uns seit den Türkenkriegen Gott geschenkt hat, wieder nicht benötigen, um endlich alle Nationen Oesterreichs in ihren nationalen Grundrechten zu sichern, so daß keine mehr jeden Tag erst wieder um ihr nacktes Leben betteln muß, wir wären unwürdig, ihn erlebt zu haben! Alle Nationen Oesterreichs haben in diesem Krieg bewiesen, daß sie Oesterreich wollen, so kann jede nun fordern, daß auch Oesterreich sie will. Ihr Recht darf nicht mehr der Willkür der anderen preisgegeben, es muß ihr gesetzlich verbürgt sein. Und dies von Oesterreich selbst, nicht durch irgendeinen Kuhhandel mit den anderen; über ihr Recht auf das eigene Leben erst mit anderen verhandeln zu müssen, von anderen etwa gar darüber abstimmen zu lassen, die bloße Zumutung empfindet ja jede Nation schon als Schmach. Der Kaiser hat sie zum Krieg gerufen, der Kaiser muß ihnen den Frieden geben! Geschieht das, so wären wir auch gleich von dem bisherigen politischen Personal erlöst. Bisher hat man sich ja seinem Volke nicht besser empfehlen können als durch Haß der anderen. Gerechtigkeit schien Schwäche. Verständnis für die anderen schon Einverständnis mit ihnen, und wer auch nur mit den anderen zu verhandeln riet, ein Verräter. Alle nationale Politik bestand in Haß, und es gab ja nur nationale Politik. Diese Politiker werden nicht so schnell umlernen, und selbst, wenn sie das könnten, würde man es ihnen nicht glauben, das Mißtrauen ist zu tief. Sie haben vom Unrecht an den Nationen gelebt, und wenn erst keine mehr für ihr Volkstum fürchten muß, hat damit die einzige Politik ein Ende, auf die sie sich verstehen, und eine österreichische Politik wird möglich. In dem ewigen Streit, wer Oesterreich regieren soll, ist ja schließlich in Oesterreich überhaupt nicht mehr regiert worden, in dem ewigen Streit, wer Oesterreich bestimmen soll, ist Oesterreich ganz unbestimmt geblieben, in dem ewigen Streit, wem Oesterreich gehören soll, hat es niemand mehr bestellt, weder gut noch schlecht, sondern gar nicht. Da stets dem Volke, das gerade zur Macht zu gelangen schien, sogleich die Macht von den anderen wieder bestritten wurde, kam keines dazu, von der Macht Gebrauch zu machen. Alle wollten sich der Macht bemächtigen; aber sich der Macht dann auch zu bedienen, Macht auch auszuüben, dazu waren sie ohnmächtig. Was man in anderen Ländern Politik nennt, werden wir in Oesterreich erst haben können, wenn die Vorbedingung erfüllt ist, wenn alle österreichischen Völker national gesichert sind, keines sich mehr ein Vorrecht anmaßen darf, aber auch keines mehr ein Unrecht zu fürchten hat und wenn so endlich Oesterreich, von dem ja gar nicht mehr die Rede war, Oesterreich selbst erscheinen kann.

Aber dieses Oesterreich, ein wirkliches Oesterreich könnte dann auch Deutschland viel mehr sein, als ihm das alte jemals war. Was hätte Deutschland von einem Oesterreich, das nur ein abgeschwächtes Duplikat Deutschlands wäre? Es braucht ein mächtiges, vom Vertrauen seiner Völker getragenes, Ungarn und Slaven bindendes Oesterreich, das deutschen Willens ist. Ob Oesterreich deutsch spricht, kann Deutschland gleichgültig sein, wenn es dafür gewiß ist, daß Oesterreich deutsch handelt. Bis zu diesem Kriege war ja das deutsch-österreichische Bündnis doch eigentlich immer nur ein Bündnis des Deutschen Reichs mit den österreichischen Deutschen, und also angewiesen auf die höchst fragwürdige Macht der österreichischen Deutschen in Oesterreich. Erst in diesem Kriege haben sich alle österreichischen Nationen für das deutsch-österreichische Bündnis auch innerlich entschieden, seit diesem Kriege ist es erst in Wahrheit ein Bündnis zwischen den beiden Reichen, aber freilich nur so lange, bis wieder der Verdacht entsteht, das Bündnis wolle den österreichischen Deutschen die anderen österreichischen Nationen unterdrücken helfen, ein Verdacht, der niemals erlöschen wird, bevor nicht alle österreichischen Nationen national an Leib und Leben so gesichert sind, daß keine mehr von keiner unterdrückt werden kann. Weder die Ungarn noch unsere Slaven sind ja dem deutschen Weizen feind, sie

sind es auch dem Deutschen Reiche nicht, sie wehren sich bloß gegen die österreichischen Deutschen, von denen sie sich bedrückt glauben. Man kann es täglich in Prag erleben, wie willkommen den Tschechen Berliner sind, wie willkommen die Wiener. Berlinern antwortet der Schaffner in der Prager Elektrischen willig auf Wiener Fragen kann er plötzlich nicht mehr deutsch. Wie wohl hat sich Richard Strauß bei den Tschechen gefühlt! Wie gastlich wird May Reinhardt jedes Jahr in Budapest begrüßt, wo man Wiener Schauspieler nicht ausstehen mag! Ist dem österreichischen Nationen, dadurch, daß ihre Grundrechte gesichert sind, nur erst einmal die Furcht ausgetrieben, von den österreichischen Deutschen unterdrückt zu werden, dann können sie sich erst selber einstellen, wo ihr Platz in Europa ist: an der Seite Deutschlands. In diesem Kriege haben sie das doch alle durch die Tat bekannt. Es muß ihnen nur ermöglicht werden, auch im Frieden unbeforgt deutschen Willens sein zu können!

„Schulter an Schulter“ stehen die Truppen des Deutschen Reichs und unsere, „Schulter an Schulter“ das deutsche Volk mit den Völkern Oesterreichs. Aber dieser Krieg hat ja das Märwürdige, daß ihn nicht bloß der Krieger kämpft, sondern überall kämpft das ganze Volk mit, nicht aus Gehorsam bloß, nicht bloß um seine Pflicht zu tun, sondern in dem Gefühl eines jeden, das Heiligste zu verteidigen, was er hat. Die Truppen des Deutschen Reichs und unsere, das deutsche Volk und die Völker Oesterreichs verteidigen gemeinsam das Heiligste. Seit Monaten erleben sie Tag für Tag, daß ihnen allen, den Deutschen des Reichs und unseren Deutschen, den Ungarn, den Kroaten, den Serben, den Slowaken, den Slovenen, den Tschechen, den Polen, den Ruthenen, den Rumänen, allen das Heiligste gemeinsam ist. Eine solche Gemeinsamkeit, in solcher Not erlebt, mit Blut getauft, in einem solchen Augenblick der höchsten Wahrhaftigkeit, der reinsten Selbstbestimmung jedes einzelnen und aller Völker, eine solche Gemeinsamkeit in den Tiefen, an den Wurzeln, im Umrund des innersten Lebens, das ist keine bloße Waffengemeinschaft mehr, diese Völker sind jetzt nicht mehr bloß durch einen Staatsvertrag verbündet, sie sind verwachsen, denn das Höchste, was ein Volk erleben kann, haben alle diese Völker zusammen erlebt: ein gemeinsames Heiligtum. Es ist kein Zufall, daß mit einmal wie auf Verabredung jetzt überall in Oesterreich der Ruf nach einer Wirtschaftsgemeinschaft mit dem Deutschen Reich laut wird: der gemeinsame Geist will einen gemeinsamen Leib! Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, Dr. Julius Sylvester, hat sich zum Sprecher dieser allgemeinen Forderung gemacht: Solleinnigung zwischen Oesterreich und Deutschland, keine Schranken mehr, ein einziges gemeinsames Wirtschaftsgebiet, eine einzige Arbeitsgenossenschaft, ein geschlossenes Handelsstaat von der Nordsee zur Adria, von Antwerpen bis Belgrad. Das wäre der Anfang einer neuen Welt in Europa, einer Willensgemeinschaft von Nationen, die, jede in ihren Grundrechten gesichert, ihre Eigenart hütelnd, sich selbst bestimmend, in gemeinsamem Haushalt leben, einer Organisation von freien Nationen Europas. Dichter und Denker träumten, ein Europa zu haben, dieses hat der Krieg zerstört, aber derselbe Krieg hätte dann ein neues Europa gebracht, auf deutschem Grunde. Ein Oesterreich, das seine alte Kraft, die es auf den Schlachtfeldern wieder gefunden hat, gebraucht, um alle seine Nationen national zu sichern, und aus der bloßen Waffengemeinschaft eine feste Wirtschaftsgemeinschaft, ja eine völlige Willensgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche macht, dazu das Deutsche Reich seinen wachsenden Willen ausstreckend, westdeutsch geworden, und beide nun genötigt, allen diesen Nationen ein ungeheures Ziel zu setzen, das ihnen keine Zeit zu Mißtrauen oder Eiferjucht läßt, genötigt, alle diese Nationen immer von neuem wieder zur Tat zusammensuraffen, über den Nationalstaat hinweg zum Völkerbund genötigt — und es wären uralte Träume, die dieser Krieg erfüllt. Diese Waffengemeinschaft, Wirtschaftsgemeinschaft, Willensgemeinschaft im Herzen Europas könnte dann vielleicht das Vaterland jener Weltfrömmigkeit werden, die Goethe verkündigt hat.

(Aus: „Die Tat“, Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

Würgender Ekel.

In der „Württembergische Zeitung“ lesen wir: Wird es nach diesem Feldzug nicht zu Ende sein mit der dummen Suggestion von der feineren Kultur der Franzosen? Wird nicht jeder deutsche Kleinstädter, jeder Bauer, der mitgekochten hat auf französischem Boden, schauernd von dem selbst erlebten Schmutz dieser Kultivierten erzählen? Wird nicht jeder Gebildete, der in französischen Quartieren lag, die zu Hause belehren, daß jedes Bürgerheim einer deutschen Kleinstadt mehr Geschmack und Ordnungssinn zeigt als die Kleinbürgerwohnung des „fortgeschrittenen“ Frankreich? Und wird nicht jeder, der die bestialisches Verwüstungen der preussischen Ostgrenzen gesehen hat, sein Lebtage den heißen Ekel nicht mehr loswerden vor der russischen Bande, die von den paar anständigen Offizieren nicht zu beherrschen war in ihren viehischen Trieben? ... Und werden wir vergessen können — und dürfen — daß sich fast am schmächtigsten die Intelligenz dieser Länder blamiert hat? Gibt es auf den Unfug, auf die pöbelhafte Art und Weise, wie die Herren der französischen und russischen Akademien deutsche Gelehrte und Künstler von Weltruf, bahnbrechende Männer behandelt haben, eine andere Antwort als eine dauernde, eifrige Verachtung. Herr Carnegie, der ewige Friedensschwabronneur, hat ein Recht, sich so idiotisch zu benehmen, wie er will. Der Ruhm dieses gebildeten Hausknechts sind seine Milliarden. Wenn er also sein Urteil über die Deutschen und ihren Kaiser, das früher einer Hymne gleich, plötzlich in eine rüde Verleumdung umzubilden für gut findet, hat er nicht den Ruhm einer geistigen Höhe zu verteidigen und zu verlieren. Wenn aber die Englische und Russische Geographische (!) Gesellschaft einen Mann wie den Schweden Sven Hedin eum infamia ausstößt, weil dieser an Verdiensten reiche Forscher nach gewissenhaften Studien an der Front die „Barbarien“ des deutschen Heeres leugnete und unsern Feldgrauen eheliche Achtung sollte — so stellt sich damit die englische und russische Wissenschaft auf den niedrigen Standpunkt: daß ihre Ehren, Pergamente und Medaillen nicht der wissenschaftlichen Nützlichkeit und dem Lebenswerk eines Mannes, sondern seiner Stellung zu einem Bunde gelten, der den russischen Analphabeten und Wutikonjunkturanten mit dem Pariser Akademiker und dem Spelulanten der Londoner City verbindet.

Und wie sollen wir nach dem Frieden vergessen, daß die „Justiz“ des immerzu in der Kultur-Pose sich fallenden Landes deutsche Militärärzte des gemeinen Diebstahls „schuldig“ fand, weil sie ein paar Flaschen Krankenweine, Handtücher und Klosett-lappen im Dienst verwenden ließen? Wie vergessen, daß Offi-

ziere einer versprengten deutschen Patrouille als „Münderer“ in Sträflingskleidung gesteckt wurden? (Daß auf energische Winke von deutscher Seite die Urteile „revidiert“ wurden, beweist wahrhaftig nichts für den Geist, in dem sie einmal gefällt werden konnten.) Und wenn Karl Peters recht hat — und er wird leider recht haben —, der neulich schrieb: „Die Franzosen zwingen unsere Kolonisten, ihre schwarzen Soldaten zu salutieren, gegen jeden Brauch und Anstand, und lassen sie im bloßen Schurz ohne Kopfbedeckung sieben Stunden täglich in der Glut der Tropensonne auf den Feldern arbeiten“ — sollen und können wir nach einem für uns noch so ehrenvollen Frieden die also Mißhandelten mit unelastischen Beschwichigungen zwingen, ihren würgenden Ekel vor den Veleidigern einfach hinunterzuschlucken? Und das Schlimmste: werden wir, die wir allmählich immer mehr erfahren von der auf bewußte Raffinements deutenden Grausamkeit, mit der in den Konzentrationslagern der Kolonien unsere Landsleute von den Verbündeten an der Gesundheit geschädigt werden, den nachfolgenden, immer heftiger sich aufbäumenden Verdacht unterdrücken können, daß unter diesen eblen Verbündeten so etwas wie eine schändliche Parole ausgegeben war, die Angehörigen des verhassten Volkes da draußen lustig so viel, als irgend noch mit „Nachlässigkeit“ entschuldigt werden kann, an Leib und Leben zu schädigen?

Die Zeit soll alles ausgleichen. Die Einsicht aber, die wir in Charakter und Gesinnung unserer Feinde gewonnen, wird der Friede nicht so leicht erlösen. Und das ist gut. Um so wachamer werden wir sein; um so sorgfamer werden wir unsere Kinder vor gefährlicher Hypnose hüten; um so tüchtigere Leute werden wir, durch Schaden klug geworden, in Zukunft auf die wichtigen diplomatischen Wachtposten schicken. Ich glaube nicht, daß die gutgemeinten Sackentleider deutscher Bünde auf die Dauer die leichtsinnige Eleganz gewisser Kreise hindern werden, wieder aus Paris Toiletten zu beziehen. (Es kommen jetzt schon neue Moden daher — über Amerika!) Ich bilde mir auch nicht ein, daß nach dem Friedensschluß jeder Deutsche zu stolz ist, mit Cook im Orient zu reisen oder einen Pelz aus Rußland zu beziehen. Aber ich glaube und hoffe, daß die Luft nicht so bald vergessen wird, die unsere heilige Begeisterung im Kampf um den starken und reinlichen Bestand unseres jungen Reiches in diesen Kriegsmonden getrennt hat von all dem eblen Schmutz, den die brutalen Galbasaten im Osten und die eifigen Kulturheuchler im Westen mit Hilfe des neidischen Inselbetters und seiner verlogenen Presse geschaut haben.

Franz von Defregger.

(Zu seinem 80. Geburtstage.)

Von Dr. Alfred Keller.

Vierundzwanzig Jahre alt war der Defregger-Franzsel von Stronach bei Döschach, als er in einem Anfall plötzlicher Verbitterung die Landwirtschaft an den Nagel hängte, sein väterliches Gut, den Ederhof, verkaufte, das Bündel schnürte und in Kniehose und Ederjoppe von den Bergen des Pustertales in Südtirol über den Brenner nordwärts zog nach Innsbruck, um einen neuen Beruf zu beginnen. Er war „gründlich angeekelt“ und hatte es satt, sich mit seinen zwölf Dienstleuten und den schlauen Viehhändlern herumzubalgen. Am liebsten wäre er nach Amerika ausgewandert, wenn er Reiseanschluß gefunden hätte und wenn ihm nicht der junge Pfarrer des Ortes, Pederscher, den Floß mit der Bildhauerei ins Ohr gesetzt hätte.

Der verbitterte Defregger-Franzsel versprach sich freilich nicht viel von seinen „Künsten“. Er hatte bisher nur Verdruß von ihnen gehabt. Die Figürchen, die er in seiner Jugend aus Brotteig, Rüben und Kartoffeln geformt hatte, die Kohlen- und Bleistiftzeichnungen, die er an die Türen und Wände des väterlichen Hauses zauberte, waren nicht nach dem Geschmack des Vaters, und den fünfzig-Gulden-Schein, den er so täuschend nachgemacht hatte, daß er für echt gehalten wurde, hatte ihm sogar die Polizei auf den Hals gebracht. Nein — er war mißtrauisch und kopfkängerisch geworden, der Defregger-Franzsel, aber er konnte dem Pfarrer ja den Gefallen tun und es mit dem Herrgott- und Marterschnitzern versuchen. So stieg er denn, ein Empfehlungsschreiben an den Direktor der Innsbrucker Gewerbeschule Michel Stolz in der Tasche, ins Tal hinab.

Er war ein sauberer Bursch, hochaufgeschossen, wenn auch etwas ungechlacht, mit blonden Locken und blauen Augen, dem jedes Mädchenherz seiner Heimat offen gestanden wäre. Aber der Herr Professor hielt ihn doch zunächst für einen Maurergesellen und befahl ihn sehr kritisch. Nur seiner „unschuldsvollen Schönheit, seiner Naivität und Liebenswürdigkeit“ hatte er es zu danken, daß Stolz sich seiner annahm und es mit ihm versuchte.

Freilich mit der Bildhauerei war es nichts. Der Professor erkannte bald, daß Defregger ein starkes zeichnerisches Charakterisierungsvermögen besaß, und nahm ihn noch im gleichen Jahre, 1859, nach München mit. Doch war er für Piloty, den Gewaltigen der Kunstakademie, noch nicht reif genug. Er mußte sich erst in den Vorbereitungslassen der Professoren Dyck und Anschütz die nötigen technischen Grundlagen erwerben.

Acht Jahre später trat Defregger wieder vor Piloty, diesmal mit einer Arbeit, die ihm sofort die Werkstätte des gefeierten Lehrers öffnete. Er war vor kurzem von einem fast zweijährigen Aufenthalt in Paris zurückgekehrt, ohne dort jedoch wesentliche Anregungen empfangen zu haben. Erst einige Ferienwochen, die er in seiner Heimat zubrachte, hatten den Kern seiner Eigenart erbrochen, seine Kunst von den Fesseln des Schulmäßigen befreit. Zum erstenmal griff er mit scharfen Augen aus dem Tiroler Volksleben ein Bild, eine kleine dramatische Szene heraus, die er sicher und sachlich und doch mit starkem inneren Leben gestaltete. Er schilderte, wie ein von Wilderern angeschossener